In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Kannst ruhig du sprechen," schrie Johann Brand dazwischen, „wir sind alles andere Kerls als du!"

„Ihr seid alles tüchtige, deutsche Männer. Das vorhin war mir nur so herausgefahren, es war ja nicht so gemeint."

„Wir wissen schon, wie's gemeint ist," murrten die Rehbacher, „ihr seid die Städter, und wir sind die dummen Bauern!"

„Das hat ja aber kein Mensch gesagt, kommt, wir trinken noch ein Glas Bier zusammen. He, Wirt, ich zahle eine Runde!"

„August," rief Merten Ernst aber dem Wirte zu, „daß du kein Bier einschenkst! Wir bezahlen unser Bier selber!"

Schilling geriet in Not: „Aber meine Herren! — Ihr habt dem Vaterlande gedient mit der Waffe, ich mit der Feder, es hat doch jeder das Seine getan."

„Dagegen hat niemand etwas," meinte Paulsen Louis, „freilich muß es auch Schreiber geben, aber nur nicht von Feigheit reden! Das gibt's nicht, ein für allemal nicht! Wir haben unsere Sache gemacht zu jeder Stunde und auf jeder Stelle. — Hersetzen kannst du dich mit, wenn du vernünftig bist, und andermal sag' so was nicht wieder!"

Schilling war froh, daß er so davonkam, denn die Rehbacher waren Käufer, die er nicht unterschätzen durfte. Auf dem Dorfe ist mit großen Worten nicht viel anzufangen, das merkte er wohl. —

Wie 1866 so wäre auch 1870 die Himmelsbrief-Angelegenheit nicht breitgetreten worden, wenn die Sache mit Freibauers Hannchen nicht gewesen wäre. Wenn auch nicht vom Freihofe, so war es doch von Demuts aus unter die Leute gekommen, daß die Botin nicht ganz ohne Schuld an Hanna Frymans Schwermut war. Als man daher den geistlichen Herrn erst nach dem Freihofe, dann zum Boten gehen sah, da wußten die Leute, was die Glocke geschlagen hatte.

— — — — — — — — — — —

Tief bewegt betrat der Pfarrer den kleinen Hof des Botenhauses.

Er traf Christian beim Holzhacken.

„Guten Morgen, Christian," grüßte er.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer. Meine Frau ist in der Stube, wenn Sie mit ihr reden wollen."

Christian wollte sich drücken, aber der Pfarrer ließ ihn nicht. „Ja, das will ich, aber Ihr könnt auch mit dabei sein, kommt nur mit herein!"

Christian seufzte, hieb seine schwere Axt in den Stock, wischte sich den Schweiß von der Stirne und ging mit.

„Guten Morgen, Anna Dorothea!"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Es ist lange her, seit der Herr Pfarrer das letztemal bei uns war. Da müssen wir doch gleich drei Kreuze an die Tür machen!"

„Bleibe sie mir ja mit ihren Kreuzen vom Leibe. Sie hat Kreuz genug angerichtet mit ihrem Hokuspokus!"

„Herr Pfarrer . . ."

„Ach was, jetzt bekenne sie Farbe; was hat sie mit Freibauers Hannchen vorgehabt?"

„Ich? Gar nicht!"

„Anna Dorothea, laßt den Unsinn! Ich bin nicht hergekommen, um mich belügen zu lassen. Wie ist das mit den Himmelsbriefen? Von wem habt ihr das Teufelszeug?"

„Teufelszeug? Herr Pfarrer, haben Sie mal einen Himmelsbrief gesehen?"

„Nein."

„Wie können Sie dann so grob sein! Ob Sie in der Kirche ein Gebet aus Ihrem Buche ablesen, oder ob ich ein Gebet von einem Zettel ablese, das ist doch einerlei."

„Ein Himmelsbrief ist aber kein Gebet."

„Wer sagt denn das? Wenn da steht: Herr Jesu, durch deine heiligen Wunden stehe mir bei wider alle meine Feinde, so da vor mir oder hinter mir sind . . . Ist das kein Gebet?"

„Hm, das wird wohl nur das zahmste Stück sein."

„Gar nicht, der ganze Brief ist so."

„Ja, zum Kuckuck, wo bleibt dann aber die Hexerei?"

„Die ist gar nicht dabei. Das ist alles nur im Namen Gottes geschrieben."

„Anna Dorothea, man kann auch im Namen Gottes Sünde tun. Zeigt mir doch einmal so ein Ding!"

„Wir haben keine mehr!"

„Wo habt ihr denn die Briefe hergehabt?"

„Aus unserem Buche."

„So zeigt mir das Buch."

„Das können wir nicht."

„Warum nicht?"

„Weil wir es nicht können."

„Aha, da hat wieder der Aberglaube seine Hand im Spiele. Ihr dürft es nicht?"

Anna Dorothea schwieg. Der Pfarrer aber fuhr ernst fort: „Anna Dorothea, seht ihr denn nicht ein, daß euer Tun und Treiben ein Frevel ist?"

„Nein, Herr Pfarrer. Sehen Sie, als die Kinder Israel im Kampfe mit ihren Feinden waren, wie sie hießen, weiß ich nicht mehr, da stand Moses auf dem

Berge und hob die Arme. Wenn er sie aber sinken ließ, dann wurde sein Volk geschlagen. Herr Pfarrer, warum hat denn das den Kindern Israel geholfen, daß Moses nur die Arme in die Höhe hob? War denn das vielleicht auch Aberglaube?"

Christian staunte sein Weib an, die predigte wie der Herr Pfarrer selber.

Der wurde lebhaft und fing an zu erklären, aber er merkte, daß er tauben Ohren predigte. Anna Dorothea war nicht zu überzeugen, daß Israel nicht durch das Armaufheben des Moses gesiegt hatte, sondern daß die Siegeskraft aus ihm selbst lebendig geworden war, weil die Siegeszuversicht in ihm lebte, wenn der Führer die Hände betend emporhob.

„Ja," verteidigte sich das Weib, „das ist bei uns allen so. Wenn einer nicht glaubt, dann hilft alles Reden nichts, dann kann ich auch nichts."

Der Pfarrer war tiefernst und sprach: „Ihr Dorfleute gebt uns harte Nüsse zu knacken, andere vielleicht als die Städter ihren Hirten, aber sicher ebenso harte. — — — Selbst wenn du im Namen Gottes und recht zu handeln glaubtest, Anna Dorothea, als du sahst, daß des Freibauern Kind trübsinnig wurde, da mußtest du alle deine Macht aufbieten, Hanna herauszureißen aus ihrer Not. Daß du das nicht getan hast, das ist ein Frevel, den dir unser Herrgott so leicht nicht verzeihen wird." Daß die Botin versucht hatte, das Mädchen zurückzureißen, dem Elend Hannchens gegenüber aber machtlos gewesen war, das wußte der Pfarrer nicht. „Um ein Haar wärst du zur Mörderin geworden. Hast du deine Werke aber getan aus Gewinnsucht, denn Hannchen hat dir drei Taler gegeben, so bist du wert, daß ich dich heute noch wegen Betrugs dem Amtsgericht anzeige."

Da weinte das Weib.

„Herr Pfarrer, um Gottes willen, das habe ich für meine Gutheit! Ich soll eine Betrügerin sein! Herr Pfarrer, so wahr ich vor Ihnen sitze, ich habe nie etwas gefordert, nicht einen Pfennig, nicht ein Stück Brot. Was ich erhalten habe, das hat man mir freiwillig gegeben. Und ich habe keinen Weg gescheut! Ich bin geholt worden am Tage wie in der Nacht, im Sommer wie im Winter. Allemal bin ich im Namen Gottes gegangen und habe geholfen, wo ich gekonnt habe. Vorigen Winter mußte ich einmal drei Stunden weit laufen, und der Schnee ging mir bis an die Hüften, aber ich bin gegangen, und ich habe den Leuten geholfen. Habe ich mir da nicht einen Gotteslohn verdient?"

„Botin," unterbrach der Pfarrer die Jammernde, „ich weiß nicht, was du alles getrieben hast, aber ich bin nicht alt geworden unter euch, ohne zu lernen, daß gegen gewisse Ansichten, die ihr hierzulande habt, auch der Herrgott selber nichts ausrichten würde. Lassen wir das also; es muß jeder selber verstehen, wo die Wahrheit aufhört und die Lüge anfängt. — Es ist aber ein großer Unterschied, Anna Dorothea, in den Dingen, die du unternimmst. Du wirst dem vertrauenden Weibe wohl die Zahnschmerzen stillen können, aber du kannst die Kugel draußen auf dem Schlachtfelde nicht lenken, nicht mit guten, nicht mit bösen Worten und Wünschen. Du kannst vielleicht den schmerzenden Nerv des armen Gichtkranken beruhigen — kannst du das, dann achte es als eine Gabe Gottes, für die du dankbar sein mußt —, aber du kannst mit aller Beschwörung der wütenden Flamme nicht Einhalt tun, etwa durch einen Brandbrief, der gewiß in deinem Buch auch nicht fehlen wird. — Hüte dich, hüte dich: es ist von deiner Gutheit, wie du sagst, zum Frevel nur ein Schritt, und es ist gar kein Kunststück, im Namen Gottes Uebles zu tun und Elend anzurichten, wie du gesehen hast. Anna Dorothea, sei auf der Hut! Verläßt dich einmal der Glaube an dich selbst und an dein Werk, dann wird dein Jammer ein namenloser sein; denn wie jetzt die gelungenen Werke deine Zuversicht heben und wachsen lassen, so werden dann die mißlungenen, die ganz gewiß auch bei dir unter der Fülle deiner Taten schon vorhanden sind, vor dich hintreten, dich verklagen und dich verzweifeln lassen. Hüte dich, Anna Dorothea! Und dann: es ist ein weiterer Unterschied, ob du dem starken Manne mit deiner Kunst kommst oder dem von Leid gequälten Herzen eines schwachen Mädchens. An dem Manne versuche deine Kraft! Bringt er dir Vertrauen entgegen, wirst du ihm vielleicht Hilfe bringen können, Hilfe allerdings, die er auch auf andere Weise gefunden hätte, — dem armen Kinde aber, das tiefes, wahrhaft großes Seelenleid drückt, dem bleibe vom Halse mit deinen Künsten. Der starke Mann wird klaren Geistes den Weg finden, der zwischen Irrungen hindurch führt; ihn wird auch eine Drohung nicht niederwerfen, den schwachen Geist aber treibst du in Seelennöte hinein, aus denen er keinen Ausweg findet. Du aber vermagst ihn dann, selbst wenn du um ihn ringst, nicht zu retten. Du stehst da am Rande eines Sumpfes, siehst drüben einen Menschen untergehen, den du hineingejagt hast, und kannst ihn nicht retten. An des Freibauern Tochter hast du es gesehen, wie die Seelennot auch den Körper zerbrechen kann. Anna Dorothea, von der guten Betätigung der Kraft, an die du glaubst, bis zur unheilvollen ist es nur ein Schritt. Hüte dich, hüte dich, Anna Dorothea! Damit Gott befohlen!"

Der Pfarrer ging; Christian saß erschüttert in der Ecke und hatte die Hände gefaltet. Sein Weib aber hockte verstört an dem weißgescheuerten Tische und starrte nach der Wand.

So saß sie und sann und sann. Ihrem Manne wurde die starre Ruhe unheimlich. Er trat an sein Weib heran, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Anna Dorothea, nun komm wieder zu dir!"

„Ja, ja," sagte das Weib, stand auf und strich sich die Haare aus der Stirn. Dann ging sie wieder an ihre Arbeit, und Christian trat an seinen Hackklotz.

Gegen Abend aber kam der Schmied: „Anna Dorothea, mein Weib hat nun zwei Nächte arge Zahnschmerzen gehabt, so daß sie kein Auge zutun konnte; nun ist das Rotlaufen dazu gekommen. Der Doktor meinte heute, es könne wohl Kopfrose werden. Willst du nicht einmal zu uns kommen?"

Die Botin antwortete nicht. Sie stand und sann, und Christian blickte erwartend auf sein Weib. „Ich gehe mit, Schmied," sprach sie dann, „seinem Nächsten zu helfen ist Christenpflicht," und Anna Dorothea ging mit zu des Schmiedes krankem Weibe. — —

Als der Pfarrer aus dem Botenhause ging, war er tiefernst. Sein Herz war gewaltig bewegt, und er trug seine Erregung hinaus in Gottes große Natur. Die Sonne lachte ob all der menschlichen Torheit und leuchtete eine hohe Zuversicht in des Mannes Herz hinein. Schließlich ist doch die Welt das Jammertal nicht, als das man sie nur gar zu leicht ansieht.

Es herbstete stark, aber es schien ein sonniger Herbst zu werden. Wenn sich die grauen Nebel verzogen hatten, die jeden Morgen aus den Tälern der rundum fließenden Bäche aufstiegen, dann strahlte die Sonne in sieghafter Schönheit, und die Luft war von wunderbarer Klarheit. Mit immer froherem Herzen genoß der Pfarrer den Herbst. Unendlich weit dehnte sich der Horizont. Drüben, ganz drüben, rechts und links und vor mir und hinter mir — so sprach der Pfarrer bei sich selbst —, überall blaue Berge und weite Wälder, grüßende Häuser und fleißige Menschen und überall Leid und Freud und überall der weite, blaue Himmel,

der in eiserner Festigkeit über uns hängt, wir mögen Sturm laufen gegen ihn mit unsern Klagen oder mit unserm Jauchzen, und dieser Himmel ist doch offen für jedes Gebet und für jeden ringenden, irrenden, ehrlichen Menschen. Und drin im Himmel ein Gott, so groß, so hehr, daß wir seine Größe kaum ahnend erfassen können. Den können wir nicht beleidigen mit unserer Torheit; er ist viel, viel zu groß. Und fehle ich aus Schwachheit, wie wohl auch Anna Dorothea, so streckt der liebe Gott höchstens einmal den kleinen Finger aus und bringt alles wieder in Ordnung. Schließlich: es muß doch alles gehen, wie er will.

So kam der Pfarrer sinnend an den Bergacker am Krähenhügel. Hier pflügte Johann Brand. Er war einer der tüchtigsten Männer in der Gemeinde. Viele Worte liebte er nicht, was er aber sprach, das war das Ergebnis scharfer Ueberlegung. Seinem Könige hatte er gedient in zwei Feldzügen, in Oesterreich und Frankreich. Er genoß eine hohe Achtung in der Gemeinde, und auch der alte Pfarrer hielt viel auf ihn.

„Nun, Johann," begann der geistliche Herr, „wie schaffts?"

„Gut, Herr Pfarrer. Der Acker ist ein bißchen steinig, aber er ist mein bestes Stück."

„Ja, ja, es ist schon so, wie der Freibauer sagt. Zwischen ein paar Steinen wächst es besser auf unseren Aeckern; anderwärts mag es anders sein."

„Da hat der Freibauer recht."

„He," rief der Bauer den Gäulen zu, die vor dem Pfluge scharrten, und als er sah, daß sich der Geistliche rücklings auf seinen Stock stützte, setzte er sich auf seinen Pflug. Offenbar wollte der Herr Pfarrer noch etwas besprechen.

„Johann," begann er denn auch, „ich komme eben von der Botin."

„So, der Herr Pfarrer war wohl dort, der Briefe wegen?"

„Ja."

„Was doch um die Dinger für ein Aufhebens gemacht wi d." Fortsetzung folgt).

Der Sekretär

Von M. Stoke

Es war halb sieben Uhr abends, und dicker Zigarrenrauch hing in dem kleinen Saal, als die Herren ihre Stühle zurückschoben, die Beine ausstreckten und einen Seufzer ausstießen.

Endlich, nach fünftägiger Verhandlung, war der Erzkontrakt geschlossen.

„Fräulein Carlsson," sagte der Vorsitzende, „sorgen Sie nun dafür, daß dies alles in einer Stunde sorgfältig mit drei Durchschlägen abgeschrieben ist; dann können wir unterzeichnen."

Das Fräulein nickte. Sie suchte ihre Papiere zusammen und verließ schnell den Raum.

Der Vorsitzende sah auf seine Uhr.

„Wenn die Herren nichts dagegen haben," schlug er vor, „dann können wir während dieser Zeit unten in der Bar einen Cocktail trinken."

Die Sitzung wurde unterbrochen; und die sechs Herren gingen die Treppe des Hotels hinunter. Die kühle Luft in den Gängen tat ihnen nach der anstrengenden Unterhandlung wohl. Aus dem Restaurant klang ihnen die Musik eines Streichorchesters entgegen. Jeder fühlte sich erleichtert und in guter Stimmung.

Eine Stunde lang trank man gemeinsam Cocktails in den tiefen Ledersesseln der Bar. Dann erschien ein Hotelboy mit der Mitteilung, daß oben alles bereit sei.

Was jetzt folgte, waren nur noch Formalitäten. Der Vorsitzende las den Vertrag noch einmal vor; es war alles in Ordnung; und die Herren setzten ihre Namen darunter.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte der Vorsitzende. „Nun trinken wir heute abend noch ein Glas Champagner auf den guten Ablauf. Also auf Wiedersehen um halb neun!"

Man trennte sich. Nur John, der Sekretär, zögerte noch einen Augenblick. Er hatte schon eine ganze Weile das unbestimmte Gefühl, daß etwas versäumt worden war. Fräulein Carlsson legte ihre Papiere in eine große Aktentasche. Sie war ein bescheidenes, schmächtiges Mädchen mit großer Hornbrille und glatt nach hinten gestrichenem Haar, das in einem komischen Knoten festgeschlungen war.

„Ich möchte Ihnen noch kurz sagen," sagte John verlegen an der Tür, „daß ich Ihnen mein Kompliment machen muß über ihre tadellose Arbeit. All die Tage habe ich Sie sehr bewundert. Auch deshalb, weil Sie den schrecklichen Tabaksqualm ausgehalten haben," fügte er lachend hinzu.

„Das bin ich gewöhnt, Mr. Black."

Die wenigen Worte trafen ihn sehr. In der Tat, wer hätte es jemals der Mühe für wert gehalten, dieses Mädchen um Erlaubnis zu fragen, bevor man die dicken Zigarren anzündete? Und wer hatte etwas Lobenswertes darin gesehen, daß die Verträge auf die Minute und ohne den kleinsten Fehler abgeliefert waren?

Er konnte sich noch nicht trennen.

„Und wo gehen Sie essen?" fragte er und dachte an das festliche Herrendiner, das gleich beginnen sollte.

„Ach, irgendwo in ein Restaurant."

„Wenn Sie Lust haben, könnten wir vielleicht zusammen essen gehen."

Die Einladung war ausgesprochen, noch bevor er es sich gut überlegt hatte.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen," erwiderte sie, „aber Sie essen doch mit den Herren . . .? Das ist, glaube ich, richtiger für Sie."

„Wieso?"

„Nun . . . für Ihre Karriere, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben."

John war Sekretär der englischen Firma, die hier mit den schwedischen Herren unterhandelt hatte. Er hatte seine Laufbahn noch vor sich. Und seine untergeordnete Position in diesen Sitzungen war die Ursache seiner kameradschaftlichen Gefühle für die unansehnliche Stenotypistin, auf die niemand viel Rücksicht genommen hatte.

Ein paar Abende hatten sie zusammen Protokoll geführt, und er hatte dabei Gelegenheit gehabt, ihre Arbeitskraft und ihren klaren Verstand zu bewundern.

Nun sie von seiner Karriere sprach, fühlte er sich irritiert.

„Ach, das ist nicht so schlimm," erwiderte er. „Also lassen Sie uns gehen."

Einen Augenblick schien sie zu zögern. Dann streckte sie ihm die Hand entgegen. „Also gut. Aber vö''ig zwanglos, ohne große Toilette . . ."

*

Einen Monat später, als John längst wieder in London war, fielen ihm die Worte der jungen Schwedin ein. Tatsächlich hatte man es ihm ein bißchen übel genommen, daß er sich an jenem Abend dem Diner entzogen hatte. Nicht, daß man es ihm rundheraus gesagt hätte; aber der Haltung seiner Vorgesetzten war es anzumerken, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Und deutlich trat dies zutage, als bald darauf eine neue Besprechung in Stockholm angesetzt und statt seiner ein anderer Herr zur Begleitung des Direktors bestimmt wurde. Er verstand die Geste: er hatte sich den schwedischen Geschäftsfreunden gegenüber eine Unhöflichkeit zuschulden kommen lassen.

Es tat ihm doppelt leid, weil er seit dem gemütlichen Abend in dem einfachen Restaurant eine lebhafte Korrespondenz mit Fräulein Carlsson unterhalten hatte. Die war begonnen mit einem Brief, in dem er ihr scherzenderweise mitteilte, daß man seinen Seitensprung nicht gut aufgenommen habe. Sie hatte ihm darauf geantwortet, daß dies nun leider die Folgen eines unangebrachten Mitleids seien.

„Mitleid?" schrieb er zurück, und er fühlte, daß er nicht aufrichtig war, „das glauben Sie nur ja nicht. Es war reiner Egoismus . . ."

Da geschah etwas Unerwartetes. Der junge Mann, der nach Stockholm fahren sollte, wurde plötzlich krank, und innerhalb drei Stunden saß John im Zuge. Da niemand anders verfügbar war, hatte man ihm den Auftrag gegeben.

Zehn Minuten nach seiner Ankunft im Hotel sandte er Fräulein Carlsson ein Telegramm. Es kam ihm selbst etwas übertrieben vor. Einige Stunden später wurde ihm ein Brief ins Hotel gebracht.

„Machen Sie mir das Vergnügen," schrieb sie, „heute abend mein Gast zu sein. Ich werde mir erlauben, Sie abzuholen."

Eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit saß er in der Halle und wartete. Er reute ihn sehr, die Einladung angenommen zu haben. Denn nach den Besprechungen am Nachmittag hatten ihn die schwedischen Herren wieder aufgefordert, mit ihnen zu Abend zu speisen, und er hatte nach Lage der Sache ablehnen müssen. Ihm war keineswegs wohl zumute.

Ein Chauffeur betrat die Halle, ging auf den Portier zu und dieser zeigte auf John, worauf der Chauffeur mit der Mütze in der Hand auf ihn zukam und ihm mitteilte, daß Fräulein Carsson im Auto auf ihn wartete.

In der Limousine fand John zu seinem Erstaunen eine reizende junge Dame in Abendtoilette, die er erst eine volle Minute anstarrte, bevor er in ihr die Stenotypistin wiedererkannte.

„Um's Himmelswillen," lachte er, aber sie legte die Finger auf die Lippen und bat ihn, einzusteigen.

„Sie sind mein Gast," sagte sie liebenswürdig, „und zwar bei mir zu Hause . . ."

Und zu Johns namenlosem Erstaunen kam ihm in der Halle des Hauses der Direktor der Erzwerke mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Als ich Sie heute zum Essen einlud und Sie ablehnten, wußte ich, daß wir doch zusammen speisen würden, Mr. Black," sagte er lachend. „Meine Tochter hatte es mir schon mitgeteilt. Uebrigens war es außerordentlich nett von Ihnen, daß Sie sich das vorige Mal ihrer so freundlich annahmen . . . Ich werde Ihnen das nicht vergessen . . ."

Nach dieser Erklärung wird es den Leser nicht wundern, zu hören, daß der Sekretär John Black ein Jahr später als Schwiegersohn und Junior-Partner in eines der größten schwedischen Handelshäuser aufgenommen wurde.

Arktis ohne Frau und Kind? – Undenkbar!

Von Colin Roß

Als wir von unserm Landausflug zu der Polizeistation an der Küste der Devoninsel zurückkehrten, standen die Frauen und Kinder der dem Detachement zugeteilten Eskimos vor ihren Bretterbuden, um nach uns Ausschau zu halten.

Selbstverständlich sind auch die Polizei-Eskimos verheiratet. Keine noch so hohe Belohnung hätte Eskimos verlockt, der Polizei auf die unbewohnte Insel der nördlichen Arktis zu folgen, hätte man ihnen verwehrt, ihre Frauen und Kinder mitzunehmen. Der Eskimo lebt mit seiner Familie und reist mit ihr. Er bildet mit Frau, Kindern und Hunden eine untrennbare Wirtschaftseinheit, und er geht mit ihnen auf die schwierigsten und gefahrvollsten Wanderungen über das Eis. Fast alle Polarfahrer, die Schlittenreisen machten, sahen sich gezwungen, die gesamte Familie ihrer Eskimobegleiter mitzunehmen. In der Regel haben sie es nicht zu bereuen gehabt. Rasmussen wie Steffansson, um nur zwei bekannte Namen zu nennen, sind des Lobes über diese Eskimofrauen, von denen einzelne Rasmussen auf seinen jahrelangen Schlittenreisen von Grönland bis Sibirien begleiteten.

So sind Expeditionen „mit Kind und Kegel", die in der übrigen Welt, vor allem der zivilisierten, so ungewöhnlich erscheinen, in der Arktis durchaus das übliche, das heißt für die Eskimos, nicht für die Weißen. Der europäische Brauch, daß auf harte, schwierige Posten der Mann allein geht, gilt in der Arktis in noch höherem Maße als für die Tropen. Um die Hudsonstraße herum mag es gelegentlich die eine oder andere weiße Frau geben, in der eigentlichen Arktis leben nur weiße Männer.

Diese Angewohnheit des weißen Mannes, ohne Frau und Kinder zu reisen, ist für die Eskimos das, was sie am Europäer am wenigsten begreifen. Ueberall, wo arktische Eingeborene zum ersten Male mit Weißen zusammenkommen, ist ihre erste Frage nach deren Frauen und Kindern. Das war schon vor hundert Jahren so, als mein Vorfahre John Roß in diese Gegenden kam. Die ersten Eskimos, die er traf, waren über nichts so erstaunt, als über die Tatsache, daß sich unter all diesen Weißen nicht eine Frau befand. Als sie auf die „Isabella", das Führerschiff der ersten Roßschen Expedition, kamen und nirgends Frauen entdeckten, fragten sie, ob diese seltsamen weißen Wesen wirklich ein Volk seien, das nur aus Männern bestand. Als dies verneint wurde, rannten sie plötzlich alle zur „Alexander", dem zweiten Schiff der Expedition, in der Meinung, die Frauen wären hier untergebracht, wie es auch bei ihnen Kajaks, das heißt Männer-, und Umiaks, das heißt Frauenboote, gibt. Als auch auf der „Alexander" keine Frauen waren, kehrten sie aufs höchste enttäuscht zur „Isabella" zurück, und die Führer erkundigten sich beim Kapitän angelegentlichst, ob es denn zu dem Herrn Roß keine Frau Roß gäbe.

Daraufhin zeigte John Roß den Eskimos eine Miniatur seiner Frau. Dieses Bildnis erregte höchste Verwunderung, und die erste Zeit glaubten die Eskimos, daß dieses Bild lebendig und die wirkliche Frau des weißen Mannes wäre.

Bis heute haben sie keine weiße Frau zu Gesicht bekommen, und es ist ein seltener Zufall, daß es nun doch eine „Frau Roß" ist, die sie als erste erblicken. Wenn die Eskimos, vor allem aber ihre Frauen, überall eine so freudige Ueberraschung beim ersten Anblick meines Reisekameraden zeigen, wenn sie mit strahlenden Gesichtern, lachend und mit leuchtenden Augen sämtlich angelaufen kommen, so tun sie es wohl aus der freudigen Genugtuung heraus, daß diese geheimnisvolle weiße Frau im Grunde ein Wesen wie sie selber ist.

Auch die zwei Frauen von der Devoninsel kommen sogleich, kaum daß sie uns die Geröllhalde heruntersteigen sehen, auf uns zu, beide grinsend und lachend und mit unverständlichen Worten auf uns einredend. Die eine ist noch blutjung, schlank, zierlich, mit geradezu unglaublich kleinen Händen und Füßen und selbst für europäische Begriffe hübschem Gesicht. Man würde sie unbedingt für ein Mädchen halten, trüge sie nicht in der Kapuze ihres Pelzüberrockes ein winziges Baby. Es ist knapp zwei Monate, sieht aber aus wie ein Neugeborenes. Wie ein kleines Aeffchen hockt es in der Kapuze. Es trägt ein Jäckchen aus Renntierfell und ist im übrigen nackt. Mitunter nimmt es die Mutter aus der Kapuze heraus und hält es im Arm, ohne daß die Kälte seinem bloßen Körperchen zu schaden scheint.

Das Polizeidetachement kommt von der Devoninsel ein Stück weiter nordwärts auf Ellesmereland, mit ihm die Eskimos und selbstverständlich auch die junge Frau mit ihrem Baby. Niemand findet da etwas dabei, obgleich es auf Ellesmere Island noch um ein Stück unwirtlicher und rauher ist. Wenn es sein müßte, würde die junge Mutter mit ihrem Säugling sofort auf eine mehrmonatige oder auch jahrelange Expedition mitgehen.

Den meisten Europäern erscheint dies ungeheuerlich, den Eskimos aber ist es ihrerseits unverständlich, wie ein weißer Mann Frau und Kinder zurücklassen kann, wenn er auf Reisen geht. Steffansson erzählt, wie er einmal — es ist noch gar nicht lange her — mit sinkendem Abend im Schneesturm bei Eskimos eintraf, die noch nie mit Weißen in Berührung gekommen waren. Sie nahmen ihn gastlich auf, zeigten sich aber geradezu bestürzt, daß er allein ohne Frau und Kinder kam. Sie konnten nicht anders denken, als daß sie im Schneesturm zurückgeblieben wären und wollten sofort Schlitten ausschicken, sie zu holen.

Erlebt man, wie spielend und ohne große Umstände bei den Primitiven Geburt und Großziehen der Kinder erledigt werden und wie wenig die Frau dadurch gehindert ist, dem Manne in allem und unter jeden Umständen Gefährte zu sein, so könnte man mitunter meinen, daß wir für unsere Zivilisation doch einen recht hohen Preis gezahlt haben.

Daß wir für unsere Reisen die Eskimoart erwählten, löst hier überall — wenigstens bei den Einheimischen — große Begeisterung aus. Mein Kamerad und der Junge sind überall das große Ereignis für die Eskimos. Auch für die Männer. Sie zeigen es nur nicht so, höchstens Ralph gegenüber. Sie lassen ihn nicht aus dem Auge, und mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß der eine oder andere auf ihn zutrat, um ihm ein Geschenk in die Hand zu drücken, eine Schnitzerei aus Walroßzähnen oder dergleichen. Natürlich machen wir dann Gegengeschenke, aber es sieht fast so aus, als wäre ihnen dies gar nicht recht.

Es ist jedenfalls sehr seltsam für uns. Wir sind die erste weiße Familie, die je so weit hinauf in die Arktis kam. So erstaunlich dies allen Weißen vorkommt, so natürlich erscheint es allen Eskimos. Ja, man hat fast den Eindruck, daß es wie eine Offenbarung auf sie wirkt, daß der Weiße, der ihnen gerade ohne Weib und Kind mitzuhaben so unverständlich erscheint, im Grunde doch das gleiche Wesen ist wie sie selbst.